

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 153.

Posen, den 24. Dezember 1927.

Nr. 153.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

## Der Seewolf.

Von Jack London.

17. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Drei Heizer und ein vierter Maschinist,“ begrüßte er mich. „Aber wir werden schon Matrosen oder doch wenigstens Bootspuller aus ihnen machen. Und wie steht's mit der Dame?“

Ich weiß nicht warum, aber ich fühlte einen Schmerz wie einen Messerstich, als er sie erwähnte, und ich antwortete nur mit einem Achselzucken.

Wolf Larsen spitzte die Lippen zu einem langen höhnischen Pfeifen.

„Wie heißt sie denn?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte ich. „Sie schläft. Sie war sehr müde. Eigentlich hätte ich gedacht, von Ihnen etwas zu hören. Was für ein Schiff war es denn?“

„Postdampfer,“ antwortet er kurz. „City of Tokio“ von Frisco nach Yokohama. Im Tatzun außer Dienst gesetzt. Alter Kasten. Wurde led wie ein Sieb. Sie sind vier Tage herumgetrieben. — Und Sie wissen nicht, wer oder was sie ist, wie? — Mädchen, Frau oder Witwe? — Na schön.“

Er schüttelte neidend den Kopf und sah mich mit lachenden Augen an.

„Wollen Sie — —“ begann ich. Es lag mir auf der Zunge, ihn zu fragen, ob er die Schiffbrüchigen nach Yokohama zu bringen gedächte.

„Ob ich was will?“ fragte er.

„Was wollen Sie mit Leach und Johnson machen?“

Er schüttelte den Kopf. „Wirklich, Hump, ich weiß es nicht. Sie sehen doch, daß wir mit den Leuten, die wir vorhin an Bord genommen haben, genügend Mannschaft besitzen.“

„Die beiden haben sicher genug vom Desertieren,“ meinte ich. „Nehmen Sie sie an Bord und seien Sie anständig gegen sie. Was sie auch getan haben: sie sind dazu getrieben worden.“

„Durch mich?“

„Durch Sie,“ entgegnete ich fest. „Und ich warne Sie, Wolf Larsen, ich könnte meine Liebe zum Leben vergessen über dem Wunsche, Sie zu töten, wenn Sie in Ihrer Rache an diesen Unglücklichen zu weit gehen.“

„Bravo!“ rief er. „Sie machen mir wirklich Ehre, Hump! Sie machen sich, und darum habe ich Sie gern.“ Er änderte Stimme und Ausdruck. „Glauben Sie an Versprechungen?“ fragte er. „Sind sie Ihnen heilig?“

„Natürlich,“ erwiderte ich.

„Dann schließen wir einen Pakt,“ fuhr er fort, dieser vollendete Schauspieler. „Wenn ich verspreche, keine Hand an Leach und Johnson zu legen, versprechen Sie mir dann, nicht zu versuchen, mich zu töten.“

Ich wollte kaum meinen Ohren trauen. Was ging in dem Manne vor? „Abgemacht?“ fragte er ungeduldig.

„Abgemacht,“ antwortete ich.

Er streckte mir die Hand entgegen, aber als ich sie

herzlich schüttelte, hätte ich schwören können, seine Augen höhnisch aufblitzen zu sehen.

Wir schlenderten über die Ruff nach Lee. Das Boot war jetzt fast zum Grotzen nahe und befand sich in einem elenden Zustande. Johnson steuerte, während Leach schöpfte. Wolf Larsen bedeutete Louis, etwas seitwärts zu halten, und wir schossen, keine zwanzig Fuß in Luu, an dem Boot vorbei. Die „Ghost“ narrete sie. Das Sprietsegel flatterte schlaff, und das Boot richtete sich auf, was die beiden Männer schleunigst veranlaßte, die Plätze zu wechseln. Das Boot stampfte, und während wir uns jetzt auf einer hohen Woge hoben, stürzte es tief hinab.

In diesem Augenblick sahen Leach und Johnson in die Gesichter ihrer Kameraden, die mittschiffs über die Reling lehnten. Keiner grüßte. In den Augen der anderen waren sie Tote, und zwischen ihnen lag der Abgrund, der Lebendige und Tote scheidet.

Gleich darauf befanden sie sich der Ruff gegenüber, auf der Wolf Larsen und ich standen. Wir sanken in das Wellental, während sie sich auf den Kamm erhoben. Johnson blickte mich mit einem unsagbar zerwühlten Ausdruck an. Ich winkte ihm zu, und er erwiderte meinen Gruß, aber mit einem Winken, das hoffnungslos und verzweifelt war. Es war, als nehme er Abschied. Leachs Augen konnte ich nicht fangen, denn er schaute mit dem alten unverföhnlichen Haß Wolf Larsen an.

Dann waren sie achteraus gekommen. Plötzlich füllte sich das Sprietsegel mit Wind, und das offene Fahrzeug krenzte so, daß es ausah, als sollte es kentern. Eine Sturzsee schäumte darüber hinweg und begrub es unter schneeweißem Gischt. Dann hob sich das Boot wieder. Es war halb voll Wasser, und Leach schöpfte wie wahnsinnig, während Johnson sich, weiß vor Angst, an die Ruderpinne klammerte.

Wolf Larsen lachte kurz und spöttisch und schritt nach der Achterhütte. Ich erwartete, daß er befehlen würde, beizudrehen, aber die „Ghost“ hielt ihren Kurs, und er gab kein Zeichen. Louis stand unbeweglich am Steuerbord, aber ich bemerkte, daß die vorn in Gruppen stehenden Matrosen uns bestürzt anblickten. Immer weiter schoß die „Ghost“, bis das Boot nur noch ein kleiner Punkt war. Da ertönte Wolf Larsens Stimme, die befehl, Steuerbord zu halten.

Wir gingen zurück, zwei Meilen oder mehr in Luu, aber mit den Wellen ringenden Ruffschale, dann wurde der Außenklüver niedergeholt, und wir drehten bei. Robbenboote sind nicht dafür eingerichtet, gegen den Wind zu gehen. In dieser ganzen wilden Einöde gab es jedoch keine Zuflucht für Leach und Johnson außer der „Ghost“, und so begannen sie entschlossen gegen den Wind anzukämpfen. Es ging nur langsam in der schweren See. Jeden Augenblick konnten sie unter den schäumenden Sturzseen begraben werden. Immer wieder, unzählige Male, sahen wir das Boot luven und wie ein Kork wieder zurückgeschleudert werden.

Johnson war ein ausgezeichnete Seemann. Nach anderthalb Stunden befand er sich fast Seite an Seite



mit uns und dachte, uns beim nächsten Haufen zu erreichen.

„So, Ihr habt's euch überlegt?“ hörte ich Wolf Larsen murmeln, als ob sie ihn hätten hören können. „Ihr wollt an Bord, was? Na schön, dann versucht's doch. Hart Steuerbord!“ befahl er Dofly-Dofly, dem Kanaken, der unterdessen Louis am Rad abgelöst hatte. Ein Befehl folgte dem anderen. Der Schoner ging in den Wind, und Godshoot und Großshoot wurden gelockert. Und vor dem Winde liefen wir und hüpfen über die Wogen, während Johnson unter Lebensgefahr seine Schoot nachließ und, hundert Fuß entfernt, unser Kielwasser kreuzte. Wieder lachte Wolf Larsen, und diesmal machte er ihnen Zeichen, uns zu folgen. Er hatte offenbar die Absicht, mit ihnen zu spielen, ihnen statt der Prügel, wie ich annahm, eine Lehre zu erteilen allerdings eine gefährliche Lehre, das leichte Fahrzeug konnte jeden Augenblick kentern. Johnson brackte sofort vierkant und folgte uns. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Wohin sie sich auch wandten, sahen sie sich dem Tode preisgegeben, und es war nur eine Frage der Zeit, daß eine der ungeheuren Sturzseen das Boot treffen, darüber hinweg- und weiterrollen würde.

„Der Tod sitzt ihnen im Nacken,“ murmelte Louis mir ins Ohr, als ich nach vorn ging, um dafür zu sorgen, daß Außenklüver und Stagsegel eingeholt wurden.

„Ach, er wird wohl bald beidrehen und sie aufnehmen,“ ermunterte ich ihn, „er will ihnen nur eine Lehre erteilen, das ist alles.“

Louis sah mich von der Seite an. „Glauben Sie das wirklich?“ fragte er.

„Natürlich,“ erwiderte ich. „Du nicht?“

„Sie sind ein rechter Narr!“

„Wie meinst du das?“ fragte ich Louis, der sich abwandte.

„Wie ich das meine?“ rief er. „Das fragen Sie noch? Auf meine Meinung kommt es nicht an, nur auf die vom Wolf. Vom Wolf sage ich, vom Wolf!“

„Würdest du mir beistehen, wenn es not täte?“ fragte ich unwillkürlich, denn er hatte nur meiner eigenen Besorgnis Ausdruck verleihen.

„Ihnen beistehen? Ich stehe nur dem alten dicken Louis bei, und damit hab' ich schon genug zu tun.“

Verächtlich wandte ich mich ab und ging nach achtern.

„Es ist am besten, wenn Sie das Toppsegel einholen lassen. Herr van Wenden,“ sagte Wolf Larsen, als ich zur Ruff kam.

Ich spürte eine Erleichterung bezüglich der beiden Männer. Es war klar, daß er ihnen nicht zu weit weglassen wollte. Bei diesem Gedanken schöpfte ich wieder Hoffnung und führte den Befehl rasch aus. Ich hatte kaum den Mund geöffnet, als die Leute auch schon eifrig an die Falle und in die Takelung sprangen. Wolf Larsen sah ihren Eifer und lächelte grimmig.

Das Boot kam immer näher. Es hob und senkte sich, erschien auf den ungeheuren Rücken der Wogen und verschwand hinter ihnen, um kurz darauf wieder zum Vorschein zu kommen und himmelan zu schießen. Es schien unmöglich, durchkommen zu können, aber immer wieder vollbrachte es das Unmögliche mit schwindelerregender Fahrt. Ein Regenschauer trieb vorbei, und aus dem Dunkel tauchte das Boot dicht neben uns auf.

„Hart Steuerbord!“ rief Wolf Larsen und sprang selbst ans Rad, um es herumzuwerfen.

Wieder jagte die „Ghoss“ mit dem Wind um die Wette dahin, und zwei Stunden lang folgten Johnson und Leach uns. Wir drehten bei und liefen fort, drehten bei und liefen fort, und immer noch stieg das kämpfende Segel himmelwärts und stürzte in die vorbeischießenden Täler. Eine Viertelmeile von uns entzog eine dicke Regenbö das Boot unseren Blicken. Es kam nie wieder zum Vorschein. Der Wind verwehte den Regen, aber kein Segel zeigte sich auf der bewegten Fläche. Einen

Augenblick glaubte ich, den schwarzen Boden des Bootes sich von dem Gischt einer brechenden Welle abheben zu sehen. Das war alles. Für Johnson und Leach war der Kampf ums Dasein beendet.

Die Mannschaft blieb in einer Gruppe mittschiffs stehen. Keiner ging nach unten, und keiner sprach ein Wort. Nicht einmal Blicke wurden ausgetauscht. Alle schienen wie betäubt — sie standen in Betrachtungen versunken da und versuchten, sich das Geschehene klarzumachen. Wolf Larsen ließ ihnen indessen nicht viel Zeit zum Nachdenken. Er setzte die „Ghoss“ in den Kurs auf die Robbenherden und nicht nach Tokohama. Aber die Leute hatten ihren Eifer beim Mahlen und Fieren verloren, und ich hörte manchen Fluch, der ihren Lippen entschlüpfte, schwer und dumpf wie sie selbst. Nicht so die Jäger. Smoke, der Unbezähmbare, erzählte eine Geschichte, und unter schallendem Gelächter begaben sie sich ins Zwischendeck.

Als ich auf der Deeseite nach achtern ging, näherte sich mir der Maschinist, den wir gerettet hatten. Sein Gesicht war weiß, und seine Lippen zitterten.

„Großer Gott, was ist das für ein Fahrzeug?“ rief er.

„Sie haben ja selbst Augen im Kopf,“ antwortete ich fast brutal, so sehr schnürten Schmerz und Furcht mir das Herz zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bock:

## Weihnacht.

Und endlich schweigt die tiefenbaste Stadt —  
ein Lied kommt traumlos durch die Nacht gestossen,  
wir lauschen innig zu den Sternen auf,  
die Hände ruhen fest ineins geschlossen.

Ein Ständlein Friede, hernad aller Zeit —  
die Woden heben mondnah an zu klingen,  
in allen Fenstern brennt der Dichterchein.  
Nun unires Junaen spielortornes Singen:

— Euch ist der Hellaud heut geboren — —  
Wir sinken weihnachtsfestig Mund zu Munde  
und glauben herztief an die neue Welt,  
an eines Kindes zukunftsstrolche Kunde!

## Weihnachten — Liebe.

Weihnachten, das Zeit der großen, Tat gewordenen Liebe! —

Weihnachten — Liebe! — Sie sind zwei untrennbare Kameraden. Nähert sich der eine, so ist auch seine Treugesellin da. Sie raunen dann geheimnisvoll aus allen Eden. Sie schweben mit dem Honigglühenduft schon im Vorgehmad schwebelnd durch das Haus. Sie klingen uns aus herumliegenden Stoff- und Papierseken verrätend an. Sie wispern wichtig aus allen Geheimnissen, die zur Weihnachtszeit umgehen. Sie sehen uns aus dunklen Tannenzweigen mit ernstestren Augen an. Sie sind Dämonengeister: sie machen uns froh-beschwängt. — Liebe! — Sie ist wohl die Empfindung, die von den Dichtern aller Zeiten und aller Sprachen am meisten besungen wurde. Der Worte genügt kaum, um Brautliebe, Elternliebe, Mutterliebe, Kindesliebe zu verherrlichen, um Freundschaft zu preisen, um Heimats- und Vaterlandsliebe zu erheben, um die große Tat der Feindschaft zu verklären!

Liebe! — Es gibt wohl aber auch kein Wort, mit dem so viel Mißbrauch getrieben wird, wie mit diesem. Die niedrigste, heimliche Leidenschaft wird mit ihm gedeckt und gerechtfertigt. Krasser Egoismus nähert sich uns unter dieser Maske. Gewandte, verbindliche Lebensformen verbergen geschickt den Mangel an Herzlichkeit und Mitempfinden. . . .

Barbarei trägt den Namen Kulturart, geschähen aus Liebe zur Menschheit. . . .

Was ist nun aber Liebe? —

Schiller gibt Antwort: „Liebe ist das Streben nach fremder Glückseligkeit.“

Wer sieht, denkt also nicht zuerst an sich, sondern an den andern. Der Geist jenes großen Meisters sitzt in ihm, der uns lehrte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ — Dieses Wort setzt eine Selbstliebe voraus; eine Selbstliebe, die aber kein Egoismus, keine Selbstsucht ist, sondern ein eigenes Wertgefühl, ein Selbstgefühl, eine Selbstachtung. Jeder Mensch, der andern etwas sein will, muß sich ein Ehrgefühl in sich haben; denn wir können den andern nur dann etwas geben, wenn in uns selber Werte liegen, Werte, die frei von Eigendünkel und Selbstüberhebung sind. Wer in sich selbst wertlos ist, hat auch für andere keinen Wert; denn er hat ja nichts zu geben. —



Wie äußert sich denn nun „Liebe“?  
Die alte Bibel soll Antwort geben: „Dure Liebe sei ohne Faltsch! In der Bruderliebe seid herzlich! An Ehrerbietung kommt einander zuvor! Liebe sorgt für die Bedürfnisse der Mitmenschen!“

Die Liebe reicht also lauter Geschenke: Wahrheit, Treue, Hochachtung, tiefstes Mitempfinden mit dem Wünschen und Sehnen des andern. Ihr genügen aber nicht diese geringen Geschenke allein, greifbare Dinge müssen ihr Dasein beweisen; denn sie ist nicht nur „Empfindung“, sondern sie ist eine Aktivität der Seele, die zu Taten drängt. Darum schenkt das Söhnchen dem Vater seinen bunten Kreisel. Eine kleine Kinderhand legt der Beherzerin ein buntes Bildchen auf das Buch. Ein Mädchenkopf beugt sich nächstens über eine Handarbeit — eine Ueberraschung für den Geliebten. . . . Eine Mutter — — unzählige stille Taten verbinden ihre Liebe. . . . Freundesliebe! — „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann!“ . . . Und Beweise der Feindesliebe? — Es ist die schwerste, aber auch höchste Liebesausübung. — „Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da!“ — Wer sich zu dieser Menschenliebe durchgerungen hat, daß er dem bösen Nachbar vergeißt und ihm Gutes tut, der hat die höchste Stufe edlen Menschentums erreicht. —

Die Welt ist nicht, wie wir sie uns wünschen und wie sie sein soll. Wir sind aber auch nicht auf die Erde gesetzt, um nur zu genießen und in Lust zu schwelgen. Dauernder Genuß verflucht. Unsere Aufgabe ist es, diese Welt um uns und in uns wertvoller zu gestalten. Eine Sendung haben wir zu erfüllen: an der Weltentwicklung mitzuarbeiten. Als die Welt geschaffen war, begann sie sich zu entwickeln. Ohne Liebe aber gibt es keine Entwicklung. — Sparta, das die niederen Stände und die Sklaven — Peniden und Heloten — von Erziehung und Unterricht ausschloß, beraubte sich vieler wertvoller Kräfte, die dem Staate aus der beste hätten dienen können. Christi Lehre brachte Sklaven und Unterdrückten die Gleichachtung neben Freien und Herren. Sie erhielten Zutritt zu allen Vorrechten der Bornehmen. Die Nächstenliebe wurde durch das Christentum ein neues Sittlichkeitsprinzip. Ein Lösen vieler niedererhaltener Kräfte war die Folge. Liebe hatte sie gelöst. Liebe brachte sie zur Entfaltung. —

So ist Liebe also die große Kraft, die veredelt, beglückt und schafft.

Liebe ist der Mittelpunkt der Welten.  
Darum: Weihnachten und Liebe!

### Eine Weihnachtslegende.

Von Dorothea Hollak.

Nachtlasse, kalte Winternacht war es, da ein armes Weib durch den wogelosen Wald irrt. Jactiger Schnee bog die Zweige herab. Eiszacken hingen hart an den schwarzen Ästen, und der Boden war unbarmherzig wie Stein. Ein scharfer Wind ritz an des Weibes Kleidern, zerrie an den blonden Haaren und warf den Schnee flirrend von den Büumen. Fremd hob die Frau den Blick: An Unendlichkeit lag der undurchdringliche Wald vor ihr; wie sollte sie den rechten Weg finden? Sie lief einige Schritte zurück und rief den Namen ihres Mannes, aber die Stimme verwehte im Wind, und es kam keine Antwort. Sie mühten sich verfehlt haben. Trostlosigkeit erfüllte ihr Herz, und sie wußte nicht, ob sie weitergehen oder umkehren sollte. Auch hatte sie die Richtung verloren und tastete sich ziellos zwischen den Stämmen vorwärts. Mit jedem Schritt wurde ihr das Gehen schwerer, denn sie trug ein Kindlein unter dem Herzen, und ihre Kleidung vermochte sie vor der bitteren Kälte nicht zu schützen. Als sie ermattet auf einen Baumstumpf sank, um auszuruhen, trat ihr ein Reh entgegen und bat schnuppernd um Brot. „Du Armes,“ sagte die Frau, „bist du so hungrig?“ Sie griff in ihre Tasche, zerbrach das Brot und gab dem Reh die eine Hälfte. Das Tier nahm die gütig gebotene Mahlzeit und schmeigte sich zutraulich an die Seite der Frau, daß sie sich auf des Rehes Rücken stützen konnte. Immer dunkler wurde es; kein Stern leuchtete, und dicke Schneewolken lagerten wie drohende Heere über der Erde. „Geschieht denn kein Wunder? Soll ich in Nacht und Kälte umkommen?“ seufzte das Weib und rief sich mit Schnee die glühenden Schläfen. Da berührte ihr Fuß etwas Weiches, und als sie sich voll Schmerzen bückte, hob sie ein Häslein auf, das dem Verhungern nahe war. „Armes Tier,“ sprach die Frau mitleidig, „nimm hier dies Stück Brot,“ und sie gab auch die andere Hälfte ihrer Begehrung. „Gott wird helfen,“ lächelte sie und barg das Häslein an ihrer Brust und wärmte es mit ihrem Atem, den sie über das weiche Fell hinhauchte. „So wanderte die liebe Frau mit ihren beiden Freunden des Weges weiter, und der Wind schien ihr weniger schneidend, die vereisten Wurzeln nicht so hart und schneidend zu sein wie zuvor. Aber als die Winternachtsstunde kam, vermochte sie sich nicht mehr aufrechtzuhalten und sank weinend in die Knie. Da sandte der Himmel das große Wunder: Eis und Schnee schmolzen zu frischwarmer Wasser, die erstarrten Sträucher lösten sich und aus rötlichen Knospen drängten frühlingfarbene Blätter. An den atmenden Büschen hingen schimmernde Blüten, und die harte Erde tat sich auf und hauchte milben Duft aus, der spritzendes Gras umring und besetzte Blumen, die ihre geöffneten Kelche durstig dem Himmel entgegenwölbt. — Eine zarte braune Wurzel hob sich aus dem Schoß der Erde und trieb ein frisches Reis ins Blau der warmen Luft, und der schwellenden Knospe entwich eine glanzvolle Rose, zu der sich die junge Frau in sehnsuchtsvollgeheimnisvollem Drang niederbeugte. Und siehe: Auf den aufstehenden geöffnerten Blütenblättern lag ein Knabe, der schöner war als

die Sonne und heller als der Morgen. Sein klarer Blick suchte den seiner Mutter, und die selige Frau fand in dem Strahl dieses Auges die Vollkommenheit ihres Glückes und Sehens: Sie fand sich selbst als Mutter und das Knäbchen als ihr eigenes Kind. Die grauen Wolkenheere waren gelassen vor der lichten Morgendämmerung, und hoch über dem glühenden Rot des Horizontes stand das flammende Gold eines Sternes, der alles Licht des Weltalls zu bergen schien und segnend den glühenden Glanz auf die verwandelte Erde niedergoß. Zu Füßen der jungen Mutter lauerte das Reh, und das Häslein barg sich vertrauensvoll in den weichen Falten ihres Gewandes. Das Kind aber trug goldene Sternblumen in den Augen, und sein Lächeln war mild wie ein Frühlingstag. Mit fröhlichen Händen griff es in den flimmernden Strahl, der vom Himmel kam und sich um den Scheitel der Mutter wand. In den Augen der Frau glänzten Tränen; sie rieselten über die Wangen auf das göttliche Kind herab. Das fing sie lächelnd auf, und in der duftenden Wärme seiner kleinen Hände wandelten sie sich zu Lilien, deren zuckere Blümenblätter jartrot wie die Wangen des Kindes waren. So ruhten sie in Blumen und Licht, und durch die große winterliche Welt schwang das Gnadenlieb der Liebe und des Erbarmens. Die Vögelin, die jubelnd durch das schimmernde Buschwerk huschten, offenbarten singend die anbetende Freude ihres inbrünstigen Herzen: Es ist ein Reis entsprungen aus einer Wurzel zart . . .

### Der Pensionär.

Von Hartleb Trebor.

„Heirat!“ sagte Bily Marcia entrüstet. „Wer sich wohl heiratet, zutage verheiraten möchte!“

„Das wünschen die meisten Mädchen und Frauen,“ antwortete ihre Mutter.

Bily schüttelte müßbilligend den Kopf. „Die sind ja schlecht,“ erklärte sie. „Das mag alles gut und schön gewesen sein, damals, als du jung warst, Mutter. Damals war die Wahl nicht gerade groß. Was sollten die Mädels denn damals anders anfangen. Geistige Interessen hatten die wenigsten — und man wartete programmäßig auf den Freier. Kennen wir. Macht heute keiner mehr mit. Aber jetzt — muß ich gehen.“

Sie ging zur Arbeit. Sie war Klinikrätlerin bei einem sehr beschäftigten Arzt, und diese Tätigkeit schien sie auch voll und befriedigen. Frau Marcia seufzte schwer, als sie allein geblieben war. Dann blickte sie nach der Uhr und dachte daran, daß es Zeit sein würde, ihren neuen Pensionär zu empfangen.

Als Witwe eines Rechtsanwalts, dessen unerschütterlicher Glaube an Minenaktien, ihre Verhältnisse sehr wenig beneidenswert gestaltet hatte, lawierte sie sich durch Leben, indem sie einen Pensionär ins Haus nahm — und es war fast eine Charakterprüfung, von Frau Marcia als würdig befunden zu werden, mit „zur Familie“ gehören zu dürfen.

„Ach muß an meine Tochter denken,“ bitte sie zu sagen.

Als der neue Pensionär zum ersten Male am gemeinsamen Mittagstisch saß, dozerte Bily über ihre Liebhabstheorien. Sie wäre sehr böse geworden, wenn irgend jemand sie etwa als abweisend bezeichnet hätte, darum meinte sie, daß es das Beste sei, daß er gleich Klarheit über die Situation erhalte.

Offenbar war er vollkommen im Bilde und nicht allein das, sondern er entwickelte dieselben Ansichten wie sie. „Die Leute reden immer, daß man einfach kein Recht dazu habe, Jungeselle zu bleiben,“ sagte er, „aber das kann ich durchaus nicht einsehen. Wo bleibt das Selbstbestimmungsrecht? Ich habe mich fest entschlossen, nicht zu heiraten. Ich glaube nämlich nicht, daß ich mich für die Ehe eignen würde. Das muß ja schließlich jeder selbst am besten wissen.“

Bily strahlte einfach. Frau Marcia bemerkte trocken, daß, wenn er davon überzeugt sei, es natürlich ebenso gut wäre, daß er Jungeselle bliebe, zumal wenn man in Betracht zöge, wie die Mädchen heutzutage seien. „Da seien wirklich eine ganze Menge Mädchen und junger Frauen, die sich erlauben!“ . . . und nun entwickelte Frau Marcia ihre Ansichten über die moderne Frau.

Albert Motley konnte sehr ernst sein, war aber weder ein Tölpel noch ein Frauenfeind, und da es ja nun zur Genüge festgelegt worden war, daß weder er noch Bily im Sinn hatten, sich zu verheiraten, fand Bily es sehr bequem und angenehm einen präsentablen jungen Mann als Gesellschafter zu haben, mit dem man Tennis spielen und tanzen konnte.

Sie gaben sich selbst feierliche Erklärungen ab, daß diese freie Kameradschaft ohne jeglichen Zwang für beide Teile sei, ohne Verantwortung — ein wirklich ideales Verhältnis. Frau Marcia, die verminderte Frau, unterstellte sie aufs wohlwollendste.

Als Bily eine Woche Ferien erhielt, die sie bei einer Freundin aus der Schulzeit verbrachte, ahnte sie nicht, was ihr bei ihrer Rückkehr blühen würde.

Sowie sie das Haus betreten hatte, ließ Frau Marcia ihre Bombe explodieren, während sie den Teetisch anrichtete.

„Gestern hatte ich Besuch von Frau Smith,“ sagte sie. Nach dem, was sie mir erzählt hat, fürchte ich, daß wir Motley verlieren werden. Frau Smith sagte, daß sie gehört habe, er wolle sich verheiraten.“

Bily ließ ihre Tasse fallen und bückte sich schnell, um die Scherben aufzusammeln. —

„Sich verheiraten!“ schrie sie wütend. Er kann doch wohl nicht so treulos gegen seine Ideale und Ueberzeugungen sein!“ Schon war sie aus dem Zimmer.



An diesem Abend waren Frau Marcia und Motley allein.

„Ich habe etwas davon läuten hören, daß hier Veränderungen vor sich sehen werden,“ bemerkte sie wie zufällig. „Ich glaube nicht, daß es mir verahnt sein wird, daß ich noch recht lange zu behalten. Sie haben natürlich an den Unstern geglaubt, mit dem sie hier verpaßt hat. Viele Mädchen faheln sich so etwas zurecht, bis der Richtige kommt.“

Motley schnappte vor Staunen nach Luft. „Meinen Sie — sagen Sie —“ stotterte er. „Glauben Sie — daß — der — Richtige gekommen ist?“ Aber Frau Marcia war ganz intensiv mit ihrem Strickzeug beschäftigt und tat, als ob sie seine Frage für ganz belanglos hielte.

Am folgenden Abend stand das Tennispiel wieder auf dem Programm. Wenn sie sonst zum Tennis sollten, pflegten Lily und Motley ihr Essen herunterzuschlingen, um schleunigst davonzutreten. Lily, die etwas bleich war, mußte nicht recht, ob sie eigentlich gehen sollte oder nicht. Motley, der nervös und irritiert war, spielte den Gleichgültigen.

Vielleicht konnte man lieber einen Spaziergang machen!

Lily machte eine Andeutung, daß Motley vielleicht anderweitig erwartet würde, aber er erklärte energisch, daß er ganz frei von irgendwelchen Engagements sei.

Frau Marcia war über ihrer Handarbeit eingenickt, als sie von flüsternden Stimmen geweckt wurde. Als sie schließlic aufblickte, sah sie ihre Tochter und ihren Pensionär umschlungen auf dem Sofa sitzen. Sie sahen beide aus, als sei ihnen sehr übel zumute ob dieser Situation.

„Mutter...“ fing Lily an zu stottern, „wir dachten...“

Darauf sah sie Motley stehend an.

„— die Sache — ist die, Frau Marcia, daß wir uns — äh — äh — überlegt haben — wir haben erwogen... Natürlich sieht sich die Ehe durchaus nicht für alle, aber wenn, wie hier in diesem Falle... hm... hm...“

„Mutter,“ rief Lily, „Albert und ich werden im nächsten Monat heiraten!“

„Gott — wie mich das überrascht, hätte ich nicht für möglich gehalten — so etwas,“ sagte Frau Marcia...  
(Ant. Uebersetzung aus dem Englischen.)

## Gedenktage.

25. Dezember.

Alfred Kerr zum 60. Geburtstag. In der Wirkung auf ein breites Publikum wird der kritische Schriftsteller immer hinter dem schöpferischen zurückgehen. Aber es gibt eine schöpferische Kritik, die ihren künstlerischen Wert in sich selbst trägt, die auch ohne das Bezugsobjekt des Kritikers wirkt, und unter den lebenden Kritikern solcher Art nimmt zweifellos Alfred Kerr einen ersten Platz ein. Seitdem er, der am 25. Dezember 1887 als Alfred Kempner in Breslau geboren ist, im „Noten Tag“ seine Kritiken veröffentlichte, sind Jahrzehnte vergangen, und während die Mehrzahl der Dramen, die er da besprach, heute vergessen sind, wird man doch diese Kritiken, die er hernach in den fünf Bänden „Die Welt im Drama“ sammelte, als ein noch lebendiges Stück deutschen Schrifttums empfinden. Mit brennendstem Eifer um die Sache bemüht, schuf er sich vor allem auch eine eigene Form, die man impressionistisch nennen mag: vom Eindruck des Werks geht er aus, mit einer sehr differenzierten, von südländischem Witz mannigfach schillernden Sprache werden die Leistungen des Dichters und der Schauspieler charakterisiert. Als ein Stück Welt erscheint die Bühne, und der Welten durchreisende Kerr sieht auch die Erde mit dem liebenden Blick des Kritikers. Seine Reiseberichte aus Amerika und Spanien, seine zwei Bände „Die Welt im Licht“ dokumentieren das wachsame Auge und die sichere Feder und wer ihm nachreist, wird feststellen können, daß dieser Reiseführer ihm für viele Schönheiten die Augen öffnet, und wird noch in den zahlreichen Fällen, wo Widerspruch sich einstellt, für Anregung dankbar sein. Anlässlich des 60. Geburtstages erscheint eine erste Monographie über Kerr von Joseph Chapiro im Verlag S. Fischer.

26. Dezember.

Alfred Guggenberger 60 Jahre alt. Der Schweizer Bauern- dichter, der am 26. Dezember seinen 60. Geburtstag feiert, ist in dem Injamen, 1867 nur von vier Kleinbauern bewohnten Weiler Wevängen geboren, der zur zürcherischen Gemeinde Verschikon gehört. Der Dichter hat selbst sein Geburtshaus nach der Erinnerung gezeichnet, und man findet das hübsche Bildchen mit manchen anderen Lebensdokumenten in der kleinen Monographie „Alfred Guggenberger, Persönlichkeit und Werk“ von Rudolf Dägli, die soeben bei V. Staadmann erschienen ist. Der Bauernsohn wurde selbst Bauer, aber neben der schweren Arbeit behielt er sich immer noch Zeit zum Malen und Zeichnen, obschon er ohne jede höhere Schulbildung geblieben war, verschaffte er sich alsbald durch eifrige Lektüre eine umfassende Bildung. Nach einigen Dialekt- stücken gab er 1890 seine ersten Gedichte heraus. Als bald wandte er sich auch der Erzählung zu und erreichte hier seine erste große und vielleicht stärkste Leistung in dem Roman „Die Bauern vom Steig“ (1913). Als bislang letztes Werk erschienen soeben die Jugenderinnerungen unter dem Titel „Die Brunnen der Heimat“, und auch hier erfreuen, wie in seinen Dichtungen, die Wärme und Bescheidenheit dieses aufrechten Mannes.

## Aus aller Welt.

Der Weihnachts-Gent. Ungeachtet seiner nüchternen und prak- tischen Lebensauffassung, ist der Amerikaner durchaus nicht feil von allerhand Weihnachtsaberglau'n. Ebenso wie bei uns, so herrscht zum Beispiel auch in Amerika der Glaube, daß, wer dem andern einen spitzen oder scharfen, geschliffenen Gegenstand schenkt, damit die Freundschaft zertrübt oder zerschneidet. Um dieser uner- wünschten Folge vorzubeugen, muß nun jeder, der ein solches Ding erhält, so etwa eine kostbare Nadel oder ein elegantes Taschenmesser, dem Geber sogleich einen Cent dafür einhändigen, damit die Weihnachtsfreude und die Freundschaft ungestört bleibt. Der Weihnachts-Gent darf aber ja nicht in irgendeiner scherzhaften Form gegeben, sondern muß direkt aus der Börse genommen wer- den, weil er sonst seine Wirksamkeit hätte.

Eine lebende Weihnachtskrippe. Eine poetische und firmige Weihnachtsfeier veranstaltete Frau von Kliff in der Christnacht des Jahres 1228. Mitten in einem Walde stellte er eine Krippe auf und daneben lebende Oesen und Esel, und ließ an den Bä- umen, die herumstanden, brennende Lichter befestigen. Ueber der Krippe hielt der fromme Mann dann eine Messe, an die sich eine Predigt schloß, in der er in eindringlichen und herabwendenden Worten über das Leben und Sterben des „Knaben von Betlehem“ sprach. Auf das Volk, das dichtgedrängt der seltsamen Feier be- wohnte, soll diese in ihrer Art ganz einzige Christnachtfeier einen tiefen Eindruck gemacht haben.

Weihnachtsstänze. Schon Sebastian Frank, der im 16. Jahr- hundert lebende Schriftsteller, erzählt, daß alljährlich am Weih- nachtsabend Jungfrauen mit dem Christkind auf dem Arme, lang- sam den Altar in der Kirche umtanzten. Andere Weihnachtsstänze, die sich sogar bis in die neuere Zeit erhielten, waren der in Deutsch- böhmien gelauzte „Pommwibelstanz“, bei dem die Purfchen und Mäd- chen nach dem alten Weihnachtslied „Josef, lieber Josef mein“, einen Reigen um den Altar ausführten, sowie der ebenfalls deutsch- böhmische „Lobstanz“, der jedoch außen vor der Kirche getanzt wurde. Weihnachtsstänze in der Kirche kann man heute noch in vielen Landkirchen Spaniens sehen. Die einen fetterlichen Reigen tanzenden Personen sind hierbei als Christkind, Maria und Josef, Engel oder Hirten verkleidet. Während des Tanzes werden fromme Lieder gesungen.

Das rundfunkfeindlichste Instrument — das Klavier. Der spezielle Klavierklang eignet sich sehr ungünstig für das Radio; namentlich verschwinden die tiefen Töne fast ganz, und lassen da- durch die mittleren Töne zu ausdringlich erscheinen. In Amerika hat man deshalb jetzt versucht, diesem rundfunkfeindlichen aller Instrumente durch Verstärkung seiner tiefen, und Abschwächung seiner mittleren Töne den wichtigen Platz, den das Klavier im gewöhnlichen Konzertleben einnimmt, auch für den Rundfunk zu ermöglichen. In einer Rundfunk-Station in Chicago wird bereits „in solches, eigens für den Rundfunk gebautes „Radioklavier“ mit bestem Erfolg verwendet.

Nasenbehandlung gegen Schnupfen. Viele Leute haben sich schon so mit der Idee abgefunden, den ganzen Winter über er- kältet zu sein, daß sie wenig oder nichts dagegen tun. „Ver- stopfung der Atemwege“ — so schreibt die enalische Zeitschrift „Anstwers“ — „durch Bazillen, Staub oder andere Stoffe ist eine der Grundursachen für die gewöhnlichen Wintererkrankungen. Aber dem kann mit Weichheit abgeholfen werden. Wasser, dem etwas reichliches Kochsalz beigelegt ist, sollte jeden Morgen und jeden Abend zum Reinigen der Nase gebraucht werden. Man nimmt das Wasser in die hohle Hand und hält sie an die Nase. Dann atmet man tief ein. Auf diese Weise wird das Wasser durch die Nase aufsteigen und in den Mund gelangen. Diese Methode heißt nicht nur Erkältungen, sondern sie ist gesund für die Atemwege und das Nervensystem. Versuche es diesen Winter selbst, und du wirst finden, daß es die Mühe lohnt.“

## Fröhliche Ecke.

Frau: „Ich möchte eine Zigarre für meinen Mann!“  
Verkäufer: „Wünschen Sie eine starke Sorte?“  
Frau: „Ja, bitte. Die letzte, die ich ihm gekauft habe, ist in seiner Tasche zerbrochen!“

„Nennst du, ich soll mein ganzes Leben in diesem Netz herum- laufen?“

„Warum denn nicht? Der Fuchs mußte es ja auch!“

Die Dufche. Als Lily drei Jahre alt war, wurde sie von ihrer Tante ins Schwimmbad mitgenommen, wo sie geduscht wurde, ehe sie ins Becken durfte. Heimgekehrt, erzählt sie von den feuchtesten Abenteuer: „Weißt du, das Wasser, wo gelegen ist, war nicht hübsch, aber das wo gehangen ist, hat mir gut gefallen.“

Kriminalistische Tüchtigkeit. „O, Policemann, haben Sie meinen Mann gesehen?“

„Natürlich, er ging in diese Bar.“

„Nennen Sie ihn denn?“

„Nem, aber er hat Ihren Fingerabdruck im Gesicht.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Stra, Poznan.